

## Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Zu der Schenke war die Schlägerei zu einer allgemeinen geworden. Bis auf einige ältere, besonnenere Männer, die sich gleich nach dem ersten Geplänkel vorsichtig zurückgezogen, hatten alle Anwesenden für oder wider die Kaufende Partei genommen. Mathieu, von Donat angegriffen, verfezte diesem einen so heftigen Faustschlag in die Magengrube, daß er in einem fürchterlichen Zustande zwischen den Tischen zusammenstürzte, wobei er sich übergab. Aber schon ging über Mathieu ein Hagel von Sieben nieder. Gayots Freunde mengten sich ein und umringten den jungen Kämpfer, der minder routiniert als sein älterer Bruder war, und kneteten, walkten, zerbläuten ihn, zerbrachen ihm Weichen und Brust.

Mathieu leistete, so gut er konnte, Widerstand. Als ein fettiger Dickwanst ihn zu umschlingen versuchte, schlug er ihm die Zähne ein. Einen anderen traf er ins Genick. Ein dritter erhielt einen fürchterlichen Hieb auf den Brustkorb; kaum war jener zurückgewichen, als andere, sich in die Breiche stürzend, über Mathieu herfielen. Mit zerfetztem Wams und blutüberströmtem Ohr hielt er noch immer stand, bestrebt, die Mauer zu erreichen, um sich den Rücken zu decken. Plötzlich wurde ihm ein Bein gestellt. Er strauchelte, versuchte noch, sich an einem Tische anzuklammern, wurde jedoch von zahlreichen Händen zu Boden gestoßen.

Nun artete das Handgemenge in ein richtiges Blutbad aus. In geschlossenen Reihen fiel die Gayot-Partei über ihn her. Immer neue Wüfte klatschten auf ihn nieder. Ein Hagel von Tritten zermalnte ihm das Kreuz. Durch das wilde Getümmel kamen die Tische zu Fall, das Haus frachte in allen Ecken. Bisweilen brüllte einer vor Schmerz und Wut wie ein Tier; wütende Flüche drangen zwischen den Inirichenden Zähnen hervor; doch alle diese Laute gingen in dem wüsten Getöse des Kampfes unter. Der bestürzte Wirt lief zu seinen Gläsern und suchte diese in der Eile in Sicherheit zu bringen; doch lagen die meisten zertrümmert am Boden, eine feine, glühende Staubschicht auf den geröteten Fliesen bildend. Er lamentierte laut; er war ein friedliebender Mann, zu alt, um sich in den Kampf einzumengen. Von Zeit zu Zeit flehte er um Gnade für sich und die anderen.

Wohl hatte er nach dem Gendarmen geschickt, doch dieser ließ auf sich warten. Möglich, daß ihn der Wirt im Quartier nicht angetroffen hatte. Tatsächlich kam dieser mit der Nachricht zurück, daß der Wächter, den Sonntag benützend, auf einem Inspektionsgang nach einem Holzschlag, eine Meile vom Dorfe, begriffen sei.

„Warnant, zu Hilfe!“ ächzte Mathieu.

Die wilde Meute lynchte ihn; eine Wolke lag vor seinen Augen, seine Arme vermochten nicht mehr die Schläge zu parieren, und mühsam rang er nach Atem. Sein Ruf schlug wie ein Alarmsignal an Warnants Ohr, der den Bruder vergessen hatte, während er auf Hubert einhieb.

Er wandte sich nach der Richtung um, aus der der Hilfschrei gekommen war, sah Mathieu von der wilden Horde zerstampft werden und sprang mit dem Rufe auf:

„Nur Mut! Halte Dich gut!“

Ein Stuhl war leicht zu erreichen. Den packte er mit beiden Händen wie ein Holzknecht das Beil und ließ ihn auf Rücken, Lenden, Schädel niederhauen, wohin er gerade zufällig traf. Sechsmal holte er aus, den anderen keine Zeit zum Besinnen lassend. Beim sechsten Male zerbrach der Sessel; bloß ein Bein blieb ihm in der Hand, mit dem er wie ein Rasender um sich schlug. Das Blut spritzte in Strömen von den Gesichtern; dem einen hatte er ein Schlüsselbein zerschmettert, dem anderen die Kinnladen ausgereißt. Alle schoben, stießen, drängten sich, suchten sich mit geduckten Schultern und vorgestreckten Ellenbogen zu schützen. Und unaufhörlich hieb er, aus Leibeskräften die Waffe schwingend, auf die dampfenden verquollenen Fleischmassen vor sich ein. Das war das Ende des Kampfes.

Die beiden Gayots hatten jedoch nicht mehr so lange gewartet und sich schon früher in Sicherheit gebracht. Mit zerfetzten Röcken und blutigen Gesichtern hatten sie sich auf

die Straße geflüchtet. Draußen hielten sie die Passanten mit Ausrufen des Mitleides an; ach, du lieber Himmel wie sie zugerichtet waren! Ihre Haut war rot wie ein frisch abgezogener Gase! Nicht einmal ihre feine Wäsche, nicht die neuen Anzüge hatte man verschont! Namentlich die Frauen zeigten sich entsetzt und schlugen die Hände überm Kopfe zusammen. Dann begannen sie zu erzählen: jene Kanailles, die Gulottes, seien wie ein Gewittersturm ins Wirtshaus eingedrungen, um sie, die friedlich beim Biere saßen, zu provozieren. Sogar Messer hätten jene gezogen, während sie sich ohne Waffen, mit blanken Händen, zu verteidigen hatten. Daher auch der ungleiche Kampf. Aber man würde es ihnen schon heinzahlen! Es sei eine Schmach fürs ganze Dorf, daß man sie nicht aus dem Wirtshaus hinausgeworfen habe. Als sich die Leute darüber aufzuhalten begannen, versuchten sie die Stimmung für sich auszunutzen. Allein die Männer hörten nur kopfschüttelnd, ohne sich zu rühren, ihren Schimpfreden zu. Als sie einsahen, daß sie bloß das Mitleid der Weiber und das täppische Schweigen der gaffenden Gassenjungen für sich hatten, zogen sie ab.

Nun der Kaufhandel beendet war, strömten die Neugierigen in hellen Haufen ins Wirtshaus und bestürmten die Gulottes mit Fragen. Doch die waren, nachdem die Erregung des Kampfes gewichen, total erschöpft und zitterten am ganzen Körper. Mit großen Schritten gingen sie in den Wald und ließen sich am Rande eines Bächleins nieder, das unter einem Gebüsch hervorsprudelte. Als sie sich überzeugt hatten, daß ihnen keinerlei Ueberraschung mehr drohe, wuschen sie sich Kopf und Arme in dem klaren, murmelnden Bächlechen.

31.

Bittere Tage für Cachapès, diese letzten vierzehn Tage! Der Bursche kam gar nicht mehr aus dem Loben heraus, haderte mit Gott und den Menschen. Wie viele Tage und Nächte verstrichen waren, seit sie sich im Häuschen der Cougnole so toll geschnäbeln hatten, und kein einziges Mal war sie seither erschienen! Vermaledeite Dirne! Mit Wollust hätte er sie von Dämonen in die Hölle geschleppt, im Fegfeuer braten sehen und selbst dabei sein mögen, um sich an ihren Qualen zu weiden. Seine wiedererwachenden wilden Instinkte ließen ihn die ungeheuerlichsten Torturen für sie erfinden; Germaine sollte bluten und auf der Folterbank liegen! Sie hatte sich über ihn lustig gemacht; so gewiß wie da oben die Sonne stand, war er der geprellte Narr in einer Komödie, die sie und der Gayot ausgedacht hatten. Sie hatten ihm weismachen können, was ihnen beliebte. Und jetzt erinnerte er sich auch an Germainens zweideutige Worte, ihre wachsende Kälte, ihr gezwungenes Benehmen, das sie zur Schau getragen.

Wohlan! Wie sie wollte! Er, Cachapès, würde ein Kreuz über die Vergangenheit machen, aber ein Kreuz von der Art, daß man es über der verhakten Germaine auf dem Kirchhofe aufstellen könnte. Er hatte es wahrhaftig satt, mit dieser schmerzhaften Wunde sich weiter zu schleppen.

Ein angeschossenes Tier verkriecht sich im Gehölz; doch seine Wunde war nicht von denen, die heilen. Er hatte genug des vergeßlichen Harrens, während sein Fleisch nach ihr schrie, genug des ewigen Narrenspiels. Dies war kein Leben mehr. Und nichts in der Welt erschien ihm mehr begehrenswert genug, um ihn für das Glück, das ihn so schnöde gelohet hatte, noch schadlos zu halten. Sie hatte ihn dahin gebracht, daß ihn vor seiner Tätigkeit ekelte. Das Wild hatte keinen Reiz mehr für ihn; gleichgültig ließ er die flinken Rudel vorbeiziehen, denen er einst so gierig nachgestellt hatte.

Aber auch noch andere, düstere, nie zuvor gedachte Gedanken tauchten in ihm auf. Seiner einsamen, zigeunerhaften Kinderjahre gedachte er, seiner Angehörigen, die, finster, mißtrauisch, gedrückt, ein bißchen minder gut noch als Eber und Wölfe im Walde lebten, in Hütten wie Erdlöcher hausend, weder Wohlbehagen noch Frohluft noch die Liebe schöner Mädchen, den Ueberfluß der Speicher, die Freuden der Tafel kennend; die ohne Wunsch, ohne Begier, allen Genüssen des Lebens fremd, sich immerdar nur plagten und mühten, ohne zu wissen warum; die ihre Kinder in einem Gebüsch zur Welt brachten wie wilde Tiere und schließlich

ohne Geleite in die Grube verscharrt wurden, einsam und verlassen am letzten wie am ersten Tage ihrer Existenz. Während andere Menschen, wie zum Beispiel die Gayots und die Gulottes, auf reichen üppigen Höfen geboren, von zartester Kindheit an gehegt und gepflegt, inmitten von Lust und Freude aufwachsen, späterhin die noblen Herren spielen, schöne Mädchen heirateten, mit denen sie wiederum Kinder erzeugten, die ebenso in Saus und Braus lebten, wie sie.

Es gab auf der Welt Menschen, die nichts, und andere, die alles besaßen, die Hungerleider, die auf der Landstraße vor Frost mit den Zähnen klappern, und die Besitzenden, die mit Gold und Silber ausgestopft, sich beim warmen Kamin ihren Dickwanst mästen. Daß diese Ungerechtigkeit nicht erst seit gestern existierte, wußte er sehr wohl; aber sie war spurlos, ohne den geringsten Eindruck zu hinterlassen, an ihm vorübergeglitten, während sie nun die Stüringlocken in seinem Innern läutete. Er war einer der von Mutterleib an Enterbten. Welch himmelschreiendes Unrecht! War er nicht auch ein menschliches Geschöpf? Gibt's etwa unter den Tieren des Waldes solche, die mehr, und solche die weniger besitzen. Dürfen denn in der menschlichen Gesellschaft andere Regeln gelten als in der Wildnis der Wälder, wo jeder ein Anrecht auf Nahrung und ruhigen Schlaf besitzt? Reichtum und Glück sollten höchstens ein Vorrecht der Starken sein, all derer, denen Klauen und Schnabel eignen. Ihm kam wieder eine Episode in den Sinn, wie er einstmal in einem Dorfe einen Mann, der ihn Dieb und Räuber geschimpft, bei der Gurgel gepackt, angefichts des ganzen Wirtshauses zu Boden geworfen und ihm auf der Stirn den blutigen Abdruck seiner eisenbeschlagenen Sohlen hinterlassen hatte. Wie! Dieb und Räuber wagte er einen Menschen zu nennen, welcher dem Wilde im Walde nachstellte, als ob der Wald eher dem Hans als den Peter gehören dürfte. Hatte vielleicht der liebe Gott ein Gebot darüber erlassen? Wie albern und blind doch die Bauern waren! Nichts anderes brauchten sie, als sich mit Hengabeln und Sichel zu waffnen, um selbst Herren zu sein, Reichtümer zu besitzen, ihre Kinder in Saus und Braus aufzuziehen. Moribrenner! Man war vielleicht dumm, daß man's nicht tatsächlich wurde und sein Zammerleben gegen ein reiches, unabhängiges eintauschte!

Drei Nächte lang strich er um den Pachtthof herum, von Nachgelüsten verzehrt. In den Scheunen lag hochaufgetürmt das Stroh: er brauchte bloß ein brennendes Stündholz hineinzuwerfen, und das ganze Gehöft loderte hoch auf wie durrer Tabak; dann hätte er sich unter dem Schutze der Feuerbrunst zu Germaine herangeschlichen und mitten im wilden Flammentanz ihr zugehrien:

„Vater, Brüder, Gesinde, Hof und Vieh, alles brennt nur Deinetwegen. Heule, winsle, geißle Dich, rus' nur um Hilfe: ich halte Dich dennoch fest; ich will sehen, wie Deine Knochen zu Asche zerfallen.“

Aber sein instinktiver Abscheu vor feigen Taten hielt ihn von diesem Vorhaben zurück. Was hatten ihm denn die übrigen Leute getan? Nichts! Bloß Germaine haßte er.

Während er, hinter einer Hecke zusammengesauert, seinen düsteren Gedanken nachhing, spiegelte sich ein milder Mondstrahl in der Scheibe ihres Kämmerleins. Hier war es, wo sie schlief, wo sie halbnaakt ruhte. Und im Geiste sah er den herrlichen Leib mit der wichtigen Last seiner üppigen Brüste in den molligen Rissen ruhen. Eine brünstige Wollust packte ihn, brachte sein Blut zum Sieden. Er lechzte danach, hinaufzusteigen, ihr seine Zähne in die Lippen zu graben und dann ein Messer ins Herz zu stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Romane.

Drei Bücher der Befreiung.

Otto Rung: Die lange Nacht. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.)

Hermann Stehr: Geschichten aus dem Wandelhause. (S. Fischer, Berlin.)

Johann Vojer: Leben. (S. Fischer, Berlin.)

Drei Bücher der Befreiung, in denen aus der langen Nacht das Licht bricht. Wenn wir Toten erwachen, könnte man als Sammelnamen darüber schreiben. In Rungs Roman ist es ein Blindler, dessen Leben zur langen Nacht wird, aber nicht dieses Dunkel der Augen, das er ängstlich zu verbergen sucht, ist die Tragik des Fürstentumsgnaten, es ist die Finsternis seiner Seele, die

Schätze raffte und doch nichts gewann, was ihm Glück gegeben, die ihn einsam machte, mitten im Reichthum zum armen Mann. Strupplos setzte sich seine Eroberernatur durch, doch wurde er kein Lebensstieger, so wenig, wie sein Geschöpf, ein zynischer Glücksjäger, dessen Zwergennatur an die Renaissancenatur des blinden Riesen geschmiebet ist. In der Oede dieses toten Hauses, in dem man ein Leben neben dem Leben lebt, geht das Witteid in Gestalt eines jungen Mädchens um, die bald den blinden Herrscher beherrscht und dennoch schauernd sich befreit, um mit einem jungen Lebensfucher den rechten Weg zu eigenem Leben zu finden. Durch das Buch geht die Sehnsucht nach Licht, aus dem Schatten heraus in die freien Gefilde menschlich-schöner Aufgaben, hinweg von lebenslosen Dingen, an denen die Welt hängt, und die doch leer lassen. So streifen die beiden Befreiten den toten Ballast des Lebens ab und gehen unbeschwert dem Tag entgegen, in dessen Helle die höheren Ziele der Menschheit stehen. Rung ist ein Dichter des Positiven von prägnantem Stil, den er mit geistigen und poetischen Arabesken zu schmücken weiß.

Grüblerisch, mit tausend Gedanken- und Gefühlschmerzeln geziert, ein wenig schwerfällig und doch wieder beschwingt von seelischen Erregungen, zeichnet Hermann Stehr die Befreiung seines Schneiders. Alle Gestalten des schlesischen Dichters sind ja Miniaturphilosophen, die mit dem Kopfe in den Wolken stecken, die weil ihre Füße recht mühselig den Staub der Erde treten müssen. Auch Eusebius Mandel spiritisiert in Raabescher Art und baut um sich eine phantastische Welt auf. Im krausen Tanz der Gedanken sibt er auf seinem Schneidertisch, und die Empfindungen wirbeln in ihm, bis eine Empfindung, die Leidenschaft für eine Stumme, eine derb-puffelige Magd, sein Leben aus dem Gleise bringt. Seine Frau ist gestorben und hat ihm den Amadeus hinterlassen. Dieser Anabe ist mit der Hellsichtigkeit und mit der Feinhörigkeit des dichterischen Menajen begabt. Seine junge Seele hat Fühler, die auf jede Regung des Außenlebens reagieren, und sein Herz singt, wenn dieses Außenleben gut und schön ist. Doch bei der wachsenden Eier des Vaters zum stummen Weibe mit seinen roh-sinnlichen Reizen wird das Herz des Kindes stumm. Es singt nicht mehr, es hehnt sich nach dem Tode. Schon hat der Tod einen Fißel des Kindes erfasst, da erwacht der Vater: die Befreiung vom geschlechtlichen Rausch kommt ihm von seinem toten Weibe, das als Lichtgestalt jetzt die Schneiderstube erfüllt. Den Verborgenen der Menschenseele, die nicht minder verworren sind im primitiven Menschen wie in der komplizierten Natur, geht Stehr mit psychologischen Sentblei nach, und er gelangt zu Tiefen und Rissen, zu mythischen Geheimnissen, dem er mit einer fast pantheistischen Glut nachspürt. Steigt auch zuletzt immer aus dem Wolkengebüsch der Grübele eine Befreiung in Gestalt sommer Resignation — so werden die Menschen doch nicht vom Druck der Schwerlebigkeit und Schwerblütigkeit erlöst, wohl ein Vermächtnis der schlesischen Natur.

Ganz anders sieht die Befreiung der Bojer'schen Menschen aus. Hier setzt die neue Naturreligion ein, die die Kirchen leer stehen läßt, weil ihre Götter ins Gebirge übergewandelt sind. Ein Einsiedler, ein Schwerlebigiger, sibt sich plötzlich dieser neuen Glückslehre, die ihre Bezauoberungen aus Freilicht und Freiluft holt, gegenüber und der Lebensrausch kommt auch über ihn. Bojer ist ein fanatischer Prophet jenes Sonnenlebens, das nicht bloße Muskeltkultur mit mehr Baden als Verstand ist, sondern das gesunde Geschöpfe mit lachenden Augen erzieht, wenn die Körper über den Schnee fliegen und die Lungen die reine Vergluff atmen. So ist sein Buch ein einziger Hymnus auf das Verglehen geworden. Freilich ist dabei als selbstverständlich die materielle Basis für solch ein Freiluftleben vorausgesetzt. Aber der arme Lehrer Holth — er hat geringe Einnahmen, Weib und Kinder — wie er auch von diesem Lebensrausch erfasst wird: er kann den Traum nicht zu Ende träumen, denn aus den Bergen und der Luft der Jugend muß er heim in die muffigen Stuben mit der täglichen Not, wird er aus dem Rausch des unbeschwerlichen Naturlebens zu sich selbst und seinem leitenträglichen Pflichleben zurückgeschoben. Eine Liebesgeschichte zwischen dem „Erwachten“ und einem Mädchen von jenem anderen Ufer des Lebens, dahin er seinen Nachen nicht zu steuern verstand, schlingt sich in die ekstatische Naturanbetung des Verfäffers, was das Buch aber am wertvollsten macht, ist das plastisch durchgeführte Leitmotiv der Ibsen'schen Weisheit: „Die Freude ist es, die den Menschen adelt.“ So zeigt er die Lebensfreude als die Bronnen, aus denen der Mensch seine besten Taten schöpft.

Drei Bücher von Willensweibern.

Em. Eße: Der Trampel. (Abert Langen, München.)

Auguste Hauschner: Die große Pantomime. (Egon Fleißel, Berlin.)

Angela Langer: Stromaufwärts. (S. Fischer, Berlin.)

In vorliegenden drei Romanen haben wir eine Trilogie von Willensweibern. Frauen, die mit zäher Energie sich dem Schlen-drian des Alltags entwandten und zielbetührt für ihre Persönlichkeit kämpften. Aber verschieden ist das Ziel der drei Heldinnen, die die Selbstbestimmung auf ihr Panier gesetzt haben. Persönlichkeit haben nur Auguste Hauschners von der Muse gekiffte Brigitte, deren Künstlergeist und Künstlerseele so mutig und wenn es sein muß, hartherzig sich gegen Familien- und Gesellschaftskontention wehren. Ganz Individualität ist auch die von Angela Langer geschilderte

Kämpferin um eine Erkenntnis, um ein von höheren Werten erfülltes Leben; der Trampel von Em. Este dagegen ist — eine Person. Aber diese Räthe Patruccini, das Kind ärmster Leute, die es mit berechnender Schlaueit kraft ihrer körperlichen Vorzüge vom Rücken trampel über die Hausdame hinweg zur Baronin bringt, wächst in der Esteschen Erzählung zum Typ herauf, zum Typ jener anschwellenden Rasse der verlappten Dirnen, die kühlen Blutes, wachsamem Sinnes, doch ohne natürliche Sinnlichkeit, also antierotisch, auf die Groit der Männer spekulieren, mit hypnotischem Blick auf deren Kasse. Als solch ein Vampyr des Geldbeutels ist der „Trampel“ ein rasserer Exemplar, das über Herzen und Liebe mit plumpem Tritt und rohem Griff emporstiegt zur Besitzenden.

Die Entwicklung dieses Willensmädchens ist himmelweit verschieden von Auguste Hauschners Familientochter, die den Funken des Genies in sich brennen fühlt und von einer Schönheit träumt, die sich über das bürgerliche Ideal hinauszuheben will. Die Verfasserin hat ihr Buch Grete Wiesenthal gewidmet. Von deren Langsamkeit entflammt, erlarmt sie wohl ein Schicksal vom Ringen um diese Schönheitschöpferische Kunst des Körpers, die mit dem Rhythmus des Leibes erobert und Glück gibt und Glück gewinnt. Dieses zielbewusste Wollen ist in dem mit dichterischem Feuer geschriebenen Lebensweg einer nach den Begriffen der Normalmasse „Entarteten“ mit dem Leiden einer Frau verflochten, der das Glück wie Wasser verrinnt, weil das Leben ihr mitleidslos nach dem geliebten Mann nun auch die geliebte Tochter entreißt. Und gerade in diesen Kapiteln von der trauernden alternenden Mutter, die den Mann an eine Jüngere und die Tochter an eine höhere Macht abgeben muß, um einsam zu bleiben, in diesen mit psychologischem Einblick gestalteten Szenen des Entziagens sehe ich die besten und reifsten Bilder aus der großen Pantomime, die man Leben nennt. Poesie und Kunstschimäre treiben Brigitte fort von der Mutter hinein in besagte große Pantomime — die Stellen des Pigeunertums, wo Brigitte für ihre Kunst heranzieht, sind leider erfindungslos durchschnitlich geraten — „ein Mann wird sich nach ihr sehnen, ein Kind ohne sie weinen: aber sie wird dafür andere Kinder lächeln machen und Freude und Momente der Erhebung schenken“. Leise wird hier das Problem angerührt vom ewigen Dilemma zwischen Familie und Allgemeinheit.

Ging der Aufstieg des Geldweibes ins Plati-Salt-Materielle, der des Kunstweibes ins Dionysische, so führt Angela Langers Jähroman — ein Bekenntnisbuch voll tiefer Menschlichkeit — in einem langen Dornenweg zur Tüchtigkeit, zur Arbeit, zur Menschenliebe. Hier fühlt ein Mädchen der Armut das ganze Leiden der Menschheit am eigenen Leibe, aber ein starker Wille treibt es stromaufwärts, immer höher hinauf in die Schönheiten der Literatur, der Kunst, so daß alles Edle ausfließt im Innern der Dienenden, über deren Arbeitsleben mit mildem Schein das Märchen der Liebe leuchtet. Aber das Märchen wird nicht Wahrheit, doch die Augen des Mädchens werden lebend und die Seele weit: der Egoismus der Begehrenden erstirbt im Herzen einer, die sich der Allgemeinheit in anderer Art, wie Hauschners Brigitte vermählt fühlt. Die Religion des Lebens steigt heraus, die mitleidiger ist als jene des Gekreuzigten, jenes umfangende Gefühl, das größere Wunder wirkt, als jener Galiläer. Die vom Leben Gestogene fühlt die Wunden nicht mehr, denn in ihr strahlt und pocht der Wille der Männer und Frauen, die erwacht sind zu jenem großen wirkenden Glauben, dem die Arbeitenden, das Volk, Alle, die dienen, aus deren Kräften die Zukunft und die wahre Liebe herausfließen wird. In der Trilogie der Bücher von den Willensweibern ist das Buch der Erlösung von Angela Langer das befeeteste, hinter dem die größte Kraft, das Erleben, steht. J. V.

## In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

91

Von Heinrich Heide.

Und wieder kommt ein leeres Gespann. Ein schöner Anblick fortwahr! Hier ein voller Wagen, dort einer, der bald voll ist, dort in der Mitte des Feldes andere, die erst zur Hälfte geladen sind. Vom Vorwerke her kommen im Trabe die leeren Gespanne angejagt.

Und oben am Himmel steht die Sonne und lacht. Lacht über das Treiben der kleinen Menschlein da unten auf der Erde, die so vernünftig sein wollen und sich doch so unvernünftig gebärden; die pflügen, jäen, ernten für andere und selber hungern und darben an Geist und Körper.

Die Ankunft des leeren Wagens reizt mich aus meinen Gedanken. Wieder geht es bis ans andere Ende des Feldes und aufs neue werfe ich Garbe um Garbe und Mandel um Mandel auf den Wagen hinauf.

Der Inspektor stieft, auf den Stock gestützt, über das leer werdende Stoppelfeld und kommt in unsere Nähe.

Das sei ein guter Kerl, der keinem Menschen etwas sage, solange er nicht müsse, meint Bruno, der Knecht, dem ich die Garben auf den Wagen hinaufreide. Aber der Alte, das sei kein Gut. Ist er kommt! verjähndigt er mich nach einer Weile. Wenige

Augenblicke später ist er auch wirklich bei uns; hoch zu Pferde sieht er eine Weile unserer Arbeit zu und reitet dann im Trabe wieder weiter.

Endlich ist auch dieser Wagen wieder geladen und geschnürt. Der Inspektor ist wieder da. Sie können mit rein gehen, meint er. Und zu Bruno gewendet fährt er fort: die leeren Gespanne sollen die Polacken mit nach dem Gute nehmen, damit sie eher hereinkommen, sonst wird's um drei, ehe wir nachmittags an die Arbeit kommen. Jetzt ist's halb zwölf. Bis mittag seid ihr drinnen.

Dann stocht er wieder weg.

Ich gehe neben dem Bruno und bin froh, daß es nun endlich Mittag ist. „Das ist eine lange Tour von 6 Uhr früh bis Mittag,“ meine ich zu ihm.

„Ja, bist's halt noch nicht gewöhnt. Wir Pferdefreunde müssen schon um 3 Uhr früh in den Stall gehen.“

„So zeitig schon! Weshalb denn?“

„Au, die Pferde müssen vor dem Austrücken gepußt sein und der Stall in Ordnung.“

„Da ist's in der Fabrik doch besser. So 'ne lange Arbeitszeit gibts da nicht,“ werfe ich ein.

„Das mag sein, aber ich möchte doch nicht in der Stadt sein und in der Fabrik arbeiten.“

„Warum denn nicht?“

„Au, erstens der Trubel in der Stadt. Der ist mir zuwider. Ich war voriges Jahr einmal in Berlin im Zirkus Schumann. Da war ich froh, wie ich wieder fort konnte. Die vielen, vielen Menschen. Ich mag nicht in die Stadt.“

Ohne Zweifel, dieser Mann hängt mit dem ganzen Herzen an seinem Berufe und an der ländlichen Natur!

Wir führen in das Vorwerk ein. In der Scheune wurden eben die letzten Garben vom Wagen geworfen. In zwei langen Ketten standen die Burschen, Mädchen und Frauen und warfen einander die Garben zu, bis in die letzten Winkel der Scheune. Dann setzten wir uns auf. Fast hatten wir nicht Platz auf den zwei Wagen, die uns nach Hause bringen sollten. Dicht gedrängt stand einer am anderen. Einer hinderte den anderen am Fallen, das war schließlich auch ein Vorteil. Im scharfen Trabe ging's heimwärts.

Sonderbar! Die Junker können auch human sein und lassen ihre Leute von und nach der Arbeitsstätte fahren! Freilich tun sie es nicht aus Mitgefühl für ihre geplagten Sklaven. Aber die Arbeit drängt, und mit dem Gehen wird viel Zeit vergeudet. Deshalb werden wir gefahren!

Untertwegs begegnet uns der Ochsenfütterer. Er treibt die Ochsen, die vormittags im Stalle geblieben waren, hinaus nach dem Vorwerk und holt die anderen, die gearbeitet haben, herein.

Mit stoischer Gelassenheit schreiten die feisten Tiere dahin, mit gleichmäßigen Schritten. Ihr Fell ist sauber gestriegelt und glänzt in der Sonne.

Ohne Zweifel, diese Viehherden haben alle Ursache, mit Verachtung auf uns herabzuschauen. Sie haben es besser als wir! Sie arbeiten von früh bis mittag oder von mittag bis abend, während wir den ganzen Tag über radern müssen. Zudem haben sie jeden Tag ihre Streu, während uns auf unseren stinkenden Strohsäcken das Angezieser fast aufrisst.

Im Ernst: das Dasein jedes dieser Ochsen ist erträglicher als das der armen polnischen Arbeiter!

Und während wir im Wagen durcheinandergewirrt werden, fallen mir die Worte des Administrators ein, aus seinem Vortrag, den er uns gehalten hat: „Jeder Ochse kostet 800 M., die Kühe 600 M.“

Und die polnischen Arbeiter, was kosten ihm die, 24 M. Reisekosten pro Kopf, die jedoch durch den einbehaltenden Lohn gesichert sind. Rag die der Teufel holen!

Unglaublich schnell ist die einstündige Mittagspause vergangen. Bald sind wir wieder draußen und füllen die Scheuern des Herrn, den keiner von uns je gesehen hat.

Wagen um Wagen schwankt hochbeladen und Inarrend davon und der Nachmittag dehnt sich endlos wie das Feld, auf dem wir fröhen.

### Neue Leute.

Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die man überall und jederzeit machen kann: ein jeder Mensch fast blickt mit Stolz und Genugtuung hinab auf den andern, der seiner Meinung nach unter ihm steht.

Und selbst bei den Polen in der Schnitterlaserne konnte ich diese Beobachtung machen. Man kann sich nicht gut noch rechtlosere Geschnöpfe vorstellen, die noch dazu im Dunkel der Unwissenheit dahingleben, wie diese Leute. Und dennoch halten sie sich für besser als andere.

Es war am dritten Tage, den ich dort war. Die Mittagspause war vorüber, und wir rückten wieder aus. Auf dem Hofe begegnete uns ein Agent, der vier junge polnische Arbeiter mit sich führte, und fragte nach dem Vorschmutter. Dieser kam auch bald, und der Agent übergab ihm die vier Burschen. Sie sahen recht heruntergekommen aus, mit Ausnahme des einen, der einen noch guten hellen Sommeranzug trug. Die anderen waren in Stiefeln und Toppe. Aber unbeschreiblich schmutzig waren sie alle. Die Gesichter und Gesichter konnten schließlich auch von der Sonne so geschwärzt

sein, das ließ sich nicht so ohne weiteres sagen. Aber die Hände waren über und über mit Schmutz bedeckt.

Der Vermittler hatte für die Burschen das Fahrgeld verlegt und ihre Papiere dafür zu sich genommen. Jetzt übergab er die Legitimationspapiere dem Vorschützer und dieser bezahlte ihm die Auslagen und die Vermittlungsgebühr. Dann schickte er sie in die Kaserne mit den Worten: „Laßt Euch drin Strofsäcke und Decken geben und macht sie Euch zurecht.“

Wir gingen unserer Arbeit zu.

Aber am Abend, kaum daß wir zu Hause waren, ging der Krach schon mit den Neuen los. Diese hatten, um Platz für ihre Brittschen zu gewinnen, einen Teil derselben näher aneinandergerückt. Das paßte aber denen, die davon betroffen wurden, nicht. Sie murrten. Die vier Neuen horchten auf. „Die Lage war gespannt“, wie unsere Diplomaten zu sagen pflegen. Von den alten Leuten knurrte einer halblaut: „Wegen der hergelaufenen Galizier möchte man sich sein Zeug umstellen lassen.“

Nun gings los! Die vier waren durch das Wort „Galizier“ beleidigt und wollten den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen. Sie seien keine Galizier, und wer es noch einmal zu behaupten wage, der solle sich dann die Folgen selber zuschreiben. —

Lange und heftig war die Auseinandersetzung, ehe sich die erhitzen Gemüter beruhigten.

Dann versuchte ich ihnen klarzumachen, wie unklug doch ihr ganzes Verhalten sei, und erzählte ihnen einiges aus der Geschichte ihres einstmaligen gemeinsamen Vaterlandes. Die Galizier seien demnach ebenfogut Polen wie die übrigen in der Ostmark des Deutschen Reiches und in Rußisch-Polen.

Dafür könnten sie doch nicht, daß sie bei der Teilung Polens an Oesterreich kamen, ebenso wie sie nicht daran schuld seien, zu Deutschland oder Rußland zu gehören.

Sie hörten mir wohl aufmerksam zu, blieben aber trotzdem dabei, der Ausdruck Galizier sei eine Beschimpfung, weil eben die Galizier als Ganzes minderwertig seien.

Ich gab mich zufrieden. Die armen Teufel müssen eben auch jemand haben, auf den sie herabschauen können mit dem Gefühle, etwas Besseres zu sein. Darum ließ ich ihnen den „Galizier“.

Im Verlauf unseres Gesprächs warf einer die Frage auf, was ich für ein Landsmann sei?

„Ein Tscheche,“ gab ich zur Antwort.

„Czech, czech?“ ringsum fragende Gesichter. Nur ein einziger, Fedor, der aus der Nähe von Moskau stammt, weiß etwas von den Tschechen. Aber wo das Land liegt, das die Tschechen bewohnen, weiß keiner von ihnen. Ich gebe mir Mühe, es ihnen beizubringen. Doch an ihren Gesichtern sehe ich, daß sie wohl die Worte verstehen, aber sonst nichts. Von Geographie haben sie keine Ahnung; ihnen fehlen die nötigen Begriffe.

Ich könnte ihnen ebenfogut mit demselben Erfolge von der Philosophie Hegels oder Kants erzählen.

Dafür kennt aber der älteste von den Neuen, ein stämmiger Mensch von etwa 23 Jahren, meine Landstleue aus eigener Erfahrung. Er hat mit ihnen früher auf Eisenbahnstrecken, beim Bahnbau und in Zuckerrüben gearbeitet. Was er von ihnen zu berichten weiß, ist wenig erbaulich. Trintgelage, Raufereien und wieder Trintgelage. „Oh, Tschechen sind keine Kerle,“ schließt er seine Erzählung. Aber er meint es durchaus nicht ironisch.

Allmählich nimmt die Unterhaltung andere Bahnen. Die Neuen werden gefragt, woher sie kommen und wie es ihnen dort ergangen sei. In Schwiebus seien sie gewesen, erzählen sie. Alle vier waren auf demselben Gute beschäftigt. Sie bekamen 120 M. Tagelohn, 24 Pfund Kartoffeln, 1 Pfund Mehl pro Woche und täglich ½ Liter Vollmilch. Die Behandlung sei aber so schlecht gewesen, daß sie lieber die 30 M., die von jedem für die Reiseflosten zurückbehalten worden waren, im Stiche ließen und weggingen.

„Verfluchtes Leben“, meinten sie, nachdem ihnen die anderen die Verhältnisse auf „unserem“ Gute geschildert haben, und sie dahinter kamen, daß sie sich gar nicht verbessert haben. Dann beratschlagten sie. Sie haben Hunger. Seit heute morgen hätten sie noch nichts gegessen, und sie haben auch keinen Pfennig Geld. Dann gehen sie zum Vorschützer: sie wollen „Vorschuß“ haben. Nach einer Weile kommen sie wieder herauf. Jeder hat ein Stück Brot und Wurst, eine Flasche Bier und Zigaretten. Vorschuß hätten sie keinen bekommen. Dafür hätte ihnen der Vorschützer Kredit gewährt. Sie sind wieder guter Dinge und verzehren erzählend ihre Sachen.

Von den übrigen kommt und geht bald einer. Einige puzen ihre Stiefel, andere wieder rasieren sich; morgen ist Sonntag!

Der Not von den Stiefeln bleibt liegen, wo er hinfällt. Und jene, die sich rasieren, streichen den abgetrapten Seifenschaum vom Messer ab und schleudern ihn von den Fingern. Wo er hinfällt, dort liegt er.

Dort wieder hustet einer und speit den Auswurf mitten hin auf den Boden — mich schüttelt der Ekel.

Allmählich wird es dunkel in dem großen, kahlen Raume. Meine Brittsche, die bisher neben dem Fenster gestanden, steht jetzt durch das Zusammenrücken direkt am Fenster. Eine der untersten Scheiben fehlt und der Wind streicht durch das Loch über mein Lager. Vom Vorschützer, zu dem ich gehe, verlange ich Abhilfe und bekomme ein Brett von ihm, mit der Weisung, es vor das Loch

zu stellen. Dann könne der Wind nicht mehr herein. Ich begnüge mich damit und befolge seine Weisung. Dann werfe ich mich aufs Lager hin. Meine Gefährten erzählen sich noch immer. Von den Gütern, auf denen sie schon gearbeitet haben, und der Behandlung, die ihnen dort zuteil wurde. Und wenn von den Beamten dann die Rede ist, knirschen sie: „ten z kuroy syn!“ (Der Hurensohn!) Bald ist auch dieses Thema erschöpft. Dafür kommen Witze, Anekdoten und Joten an die Reihe. Reist handeln sie davon, wie die Geistlichkeit sich mit dem Zölibat abfindet. Ein jeder weiß irgendeinen Witz oder eine Jote, und wiederndes Gelächter lohnt dem Erzähler, wenn er fertig ist.

Drüber in der Ecke liegt Burel, der heute krank ist, noch gerade so wie er am Morgen lag, als wir auszogen: vollständig angefleidet mit samt den Stiefeln auf seinem Lager. Eine leer getrunkene Schnapsflasche liegt neben ihm am Boden. Wahrscheinlich das einzige Medikament, von dem er sich Hilfe verspricht.

Allmählich wird es stiller. Nur hier und dort wechselt einer wenige Worte mit einem anderen. Draußen auf dem Kirchturme schlägt es halb elf!

Ringsum beginnt ein Flüstern; ich lausche und entsinne mich, schon gestern abend das Flüstern vernommen zu haben. Bis es auch dicht neben mir flüstert und ich die Worte verstehen kann.

Sie beten! Sie beten zu dem Gotte, der ihnen solch elendes Dasein beschämte! Sie fassen betend die Hände, badern untereinander, statt sich die Hände gegenseitig zu reichen und sie zu Fäusten zu ballen.

Sie beten noch!

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Auf den Spuren des historischen Faust.

Ueber den historischen Doktor Faust hat Robert Peisch Forschungen angestellt, über deren Ergebnisse er in der „Germanisch-Romanischen Monatschrift“ berichtet hat. Danach war Faust zwar eine historische Persönlichkeit, der Name aber kein Familienname, sondern der Kollektivname für eine Reihe von Magiern des Mittelalters und gewissermaßen die angenommene Firma desjenigen Faust, der bei seinem ältesten Biographen Thritemius „Magister Georgius Sabellius Faustus junior“ heißt und das Vorbild für die Gestalt des Volksbuches und damit Goethes wurde. Aus den Berichten des Thritemius und auch der anderen geht deutlich der Groll der Fachleute gegen den wildwachsenden „philosophus philosophorum“, den „Halbgott von Heidelberg“, hervor. Diese Titel, die Faustus junior offenbar sich selbst beigelegt hatte, weisen auf gelehrte Strebungen und zeugen mindestens für humanistische Bildung. Dafür spricht auch die Praxlerei Faust's, er könne antike Schriften wieder herstellen. Ob er seine Bildung freilich in Heidelberg genossen hat, ist so zweifelhaft, wie die Nachricht des Melancthon, daß er in Krakau die Poesie studiert habe. Wohl möglich, daß Faust selbst an einem Orte sich auf Krakau betriebe, das gleich Toledo der Magie verdächtig war, und anderswo auf das humanistische Heidelberg, um sich das Ansehen sowohl des Teufelsbanners, wie des „Philosophen“ zu geben. Peisch ist der Ansicht, daß Faustus junior wirklich jene eschatologische Anlage besaß, die wir bei den Fakiren, Schamanen und anderen Magiern in primitiven Kulturverhältnissen noch heute antreffen.

Später war Faust vorzugsweise Alchimist und vor allen Dingen Wahrsager. Seine alchimistische Tätigkeit für Franz v. Sickingen scheint ihm nach Thritemius die Schulmeisterstelle zu Kreuznach eingetragen zu haben. Faust's Wahrsagerei konnte bisweilen recht unangenehm wirken, und es ist wohl möglich, was Melancthon Ranlius berichtet, daß er sich rühmte, dem Kaiser seine italienischen Siege verkündigt zu haben (es würde sich der Zeit nach um die Schlacht bei Bavia 1525 und um den sacro di Roma 1527 handeln). Vielleicht hängt mit solchen unerschämten Praxlerien sowohl die Flucht aus Wittenberg und aus Nürnberg zusammen, als die Ausweisung des Wahrsagers Dr. Jörg Faustus von Heidelberg durch den Rat zu Ingolstadt (1528). Geistliche und weltliche Fürsten aber wußten seine Dienste zu schätzen. Urkundlich nachgewiesen ist, daß „Doctor Faustus philosophus“ 1520 dem hochgebildeten Fürstbischof Georg (Eberhard von Limburg) aus den Sternen über sein Lebensschicksal prophezeien durfte. Gut beglaubigt ist auch seine Verbindung mit der Huttenschen Familie. Als der junge Philipp von Hutten, der Vetter Ulrichs, 1524 seine erste Expedition nach Venezuela antrat, prophezeite ihm der große Philologe Joachim Camerarius eine glückliche, Faust eine böse Fahrt, und der letztere behielt recht. Um die Wende des vierten Jahrzehnts muß Faust gestorben sein.

Aus allem, was über den historischen Faust in Umlauf gesetzt worden ist, läßt sich immerhin mit einiger Deutlichkeit ablesen, daß das Bild des felsamen Mannes von der Dunkelmannerei des ausgehenden Mittelalters tüchtig verzerrt worden ist. Faust war ein Mensch der Zeit, in der nach Huttens lebensfrohem Wort die Künste erblühten und die Wissenschaften sich regten, und nun hat ihn der Haß derer, die an diesem Blühen und Regen nicht teilnahmen, dem Teufel verschrieben.